

Bedauernswerte Königinnen der Unterwelt

Geld, Seide, Perlen und eine Pistolenkugel. — Tote Mitwisser verraten nichts. — Der Verbrecher in seinem Privatleben.

Von John C. Waters, Chicago.

Ein Kraftwagen summt sein einträgliches Lied auf der nächsten Landstraße in Ohio. Dortlos stehen die Insassen in das Dunkel oder sehen dem Lichtstrahl nach, der sich in den schwarzen Tunnel des Waldes frist. Zehn Meter tiefer taucht der Fluß am steinigsten Ufer entlang.

Die Scheinwerfer erlöschen plötzlich. Der Wagen hält. Fluchend der Mann hinter dem Steuer am Schaltbrett. Dann wendet er sich zu den beiden auf dem Rücksitz: „Das Licht brennt nicht mehr. Ich weiß nicht, woran es liegt. Muß es untersuchen. Steigt aus! Unter dem Rücksitz liegen Werkzeug und Blendlampe.“

Gehorham öffnet die junge Frau die Tür und steigt vor dem zweiten Mann aus dem Wagen. Frohlockend steht sie auf der Straße und schlägt den Mantelkrage hoch. Sie sieht, wie der Lenker das Polster hebt, und achtet nicht auf den Mann hinter ihrem Rücken. Seine Waffe, nur aus zwei, drei Sandbreiten Entfernung auf ihren Hinterkopf gerichtet, bellt leise auf. Der Wind rauscht in den Bäumen. Er verschlingt den Knall und übertrifft den ersticken Schrei.

„Tot?“ Der Lenker fragt es flüsternd den anderen, der sich über die Frau am Boden beugt. „Ja.“ Das Polster des Rücksitzes fällt wieder auf den Werkzeugkasten. Die Blendlampe interessiert den Fahrer nicht mehr: „Schnell, lauf! Sie haben die Tote auf und tragen sie den Weg hinunter an das Ufer. Der Körper klappt leise auf das Wasser, und die Wellen verschlucken das Kleid.“

Schweigend klettert die Männer über die Steine zur Straße hoch. Die Scheinwerfer blitzen wieder auf. Die Pannne war ja nur vorgehängt. Auf weiten Umliegen rast der Wagen durch die Nacht nach Cincinnati zurück.

Eine Woche später spült der Fluß weiter unten im Süden eine Frauenleiche ans Ufer. Die Polizei weiß, daß es sich nicht um einen Raubmord handeln kann, denn eine Perlenkette umschließt noch den Hals der Toten, und schwere Ringe stecken an den Fingern. „Selbstmord?“ — „Nein. Sonst wäre der Einschuß nicht am Hinterkopf. Alle Umstände deuten vielmehr auf eine „Witwenverbrennung“ der Unterwelt einer Großstadt weiter flussaufwärts hin.“ Nachforschungen bestätigen diese Ansicht. In Cincinnati ist acht Tage vorher ein Führer der dortigen Unterwelt erschossen worden. Die Tote war seine Frau. Die Polizei weiß nun, wo die Wörder zu suchen sind, die eine Mitwisserin ihrer Verbrechen zum Schweigen bringen wollten, doch die Ermittlung der Schuldigen selbst wird ihr kaum gelingen.

Mancher anderen Königin der amerikanischen Unterwelt erging es ähnlich, und noch viele werden dieses Schicksal teilen. Stets sind es schöne junge Frauen, denn den Bandenführern — vor allen den Führern der großen Schnapsschmugglerlinge — erlauben es ja die reichen Einkünfte aus ihren dunklen Geschäften, unter den hübschesten Mädchen zu wählen. Wohlleben und feine Kleider, Schmuck und Erfüllung aller materiellen Wünsche locken die Mädchen, denen ein Duzend ehelicher junger Männer gerne ihren Namen geben würde, zur Verbindung mit einem Verbrecherführer. Fast alle werden ihren Männern gute Frauen, denn zum Dank dafür, daß sie ihnen nach den Aufregungen ihres Verbrecheralltags ein ruhiges Heim bieten, hängen die Führer der Unterwelt mit der ganzen menschlichen Zuneigung, deren sie noch fähig sind, an ihren Königinnen und umgeben sie mit aller nur erdenklichen Sorgfalt, die von ihrem sonstigen Leben unendlich abfällt. Jeder, selbst ein Verbrecher, muß einen Menschen haben, für den er lebt, dem er seine Sorgen mitteilt, mit dem er sich aussprechen kann. Doppelt wertvoll für einen Herrscher der Unterwelt ist natürlich eine Frau, auf deren Schweigen er sich verlassen kann. So lange beide das gemeinsame Leben führen, ist er ihrer auch sicher.

Anders dagegen, wenn er der Polizei in die Hände fällt. Sein Einfluß auf die Frau hört dann auf, und wird diese vernommen, so kann in den meisten Fällen damit gerechnet werden, daß sie über kurz oder lang etwas verrät von dem, was sie über die Tätigkeit ihres Mannes oder über die Person seiner Spießgesellen weiß. Sie bildet deshalb von dem Augenblick, da sie nicht mehr der unmittelbaren Aufsicht des Verbrecherführers untersteht, eine große Gefahr für die Angehörigen seiner Bande. Hat

sie nicht schon einen Beweis dafür geliefert, daß sie auch unter diesen Umständen schweigen kann, so dürfte ihr Schicksal besiegelt sein, und eine Autofahrt, zu der sie unter irgend einem Vorwande aufgeföhrt wird, schließt für sie mit einer überraschenden Kugel. Bestimmt steht der nicht ganz zuverlässige dieses Ende bevor, wenn ihr Mann im Kampf mit der Polizei oder mit anderen Verbrechern getötet wurde.

Zu denen, die auf solche Weise endeten, gehörte unter anderen Melina Jaccard, die „Witwe“ eines Chicagoer Bankräubers. Sie wußte zuviel von den Verbrechen der Spießgesellen des Toten, der während eines Raubüberfalles erschossen worden war. Unter dem Vorwand, die junge Frau in Sicherheit bringen zu wollen, lockten zwei Angehörige der Bande Melina in einen Kraftwagen. Am anderen Tage fand man die verhöhlte Leiche der Frau. Die Untersuchung ergab, daß sie einen Schuß in den Mund erhalten hatte, der aber nicht tödlich wirkte. Noch lebend war sie in den Straßengraben geschleift, mit Benzin übergoßen und verbrannt worden. Ihre Wunden wurden nicht gefast.

Zu viel von den Verbrechen einer Räuberbande wußte auch die anscheinend schöne Alta Bonello. Ihr Mann war nach einem Ueberfall auf eine Bank verhaftet worden. Die Umstände lagen aber so, daß die Aussage Altas entscheidend mußte, ob ein Alibi, das Bonello und seine Spießgesellen vorbrachten, fischfahrig war oder nicht. Die übrigen Angehörigen der Bande mußten befürchtet haben, die Frau werde unter dem Druck des Verhörs zu Ungunsten Bonellos ausfallen, und Alta wurde von unbekannten Tätern in ihrer Wohnung erschossen.

Glaubt die Unterwelt dagegen, daß eine ihrer Königinnen auch nach der Verhaftung oder nach dem Tode des Führers schweigen kann, oder hat die Frau diesen Beweis schon erbracht, so wird die Bande sie mit allen Mitteln schützen und sie derartig unterstützen, daß sie durch den Verlust des Mannes keine materielle Einbuße erleidet. Aber nur wenige erfreuen sich eines derartigen Vertrauens, und die Laufbahn der meisten Unterweltshöniginnen endet nach Tagen des Glanzes und Wohllebens über kurz oder lang doch auf „roter Erde“.

Eine Mohammedanerin läßt sich von ihrer Frau scheiden

Der Fall des „Hauptmanns Baker“, jener Engländerin, die als Mann auftrat, hat viel von sich reden gemacht. Die Abenteuerlichkeit ihres Lebens verblüht vor den Erlebnissen einer indischen Mohammedanerin. Mit elf Jahren wurde die junge Kimat, eine Belutschin, einem Hufschmied in Kholi angetraut. Gaffur, der Gatte, war nicht das Ideal eines guten Ehemannes, und schon nach einer recht hüblen Histerwoche ließ ihn seine Frau im Stich. Weil es ihr aber als Mohammedanerin unmöglich sein mußte, Arbeit zu finden, so stahl sie einem Nachbarsjungen Kleider. Eine lange Wanderung brachte den neugeborenen Jüngling nach Boston, wo er Schachfirt wurde. Es gefiel dem jungen Kemal, wie sich Kimat nun nannte, dort nicht besonders, und nach einem halben Jahr zog er weiter nach Multan. Dort blieb er drei Jahre bei einem Schachfirt. Eines schönen Tages jedoch bekam Kemal einen greulichen Schrecken, denn er begegnete Gaffur, dem verlassenen Ehemann. Glücklicherweise erkannte der Hufschmied seine entlaufene Frau nicht, aber Kemal floh Hals über Kopf nach Sibi, wo er Keltreiber bei einem Bauunternehmer wurde. Im Laufe der nächsten Jahre wechselte er verschiedentlich den Arbeitgeber, doch blieb er seinem Treiberberuf treu. Gelegentlich einer Reise traf er die weinende Frau eines seiner früheren Herren. Khatnam, die Heulende, erzählte ihm, ihr Mann habe sich von ihr scheiden lassen: „Ach, hätte ich doch nur einen so guten Gatten wie Dich, Kemal.“ Die Verkleidete bekam angefaßt der Liebeserklärung einen gehörigen Schrecken und — belästete die Verlassene in aller Form, weil sie das Weib nicht mehr los werden konnte. Die jungen Gatten schlugen ihren Sitz in Harnai auf und lebten allem Anschein nach in bester Eintracht. Zu allem Glück meldete sich noch ein alter Mann und behauptete, Kemal sei sein verlorener Sohn. Schicksalsergeben wehrte sich der Keltreiber nicht und wurde auf Wunsch seines „Vaters“ Soldat. Seine Dienstpflicht hielt ihn öfters monatelang von seinem Saule fern, und als er eines Tages von einer Unternehmung an der Grenze zurück kam, war das Viebesnest leer. „Ich habe einen anderen gefunden, der noch netter ist als Du“, ließ ihm die Treulose sagen. Der stolze Soldat konnte diese Beleidigung nicht dulden, jagte hinter

der Flüchtigen her, holte sie ein, schleppte beide vor den Rabi und war schließlich gegen Zahlung einer Buße von 50 Rupien mit der Scheidung einverstanden. Diese fand dann auch in aller Form statt. Ein Jahr später hatte Kimat ihren neuen Gatten unter die Erde gebracht und kehrte reumütig zu Kemal zurück. Die neuerliche Vermählung wurde durch einen Grenzaußstand hinausgeschoben. Kemal mußte an die Front. Unterwegs aber wurde der Transportzug zur Entgleisung gebracht und überfallen. Die Truppe konnte die Angreifer unter schweren eigenen Verlusten zurückschlagen. Unter den Verwundeten wurde auch der tapfere Soldat Kemal gefunden, dem die Messer der Aufständischen übel mitgespielt hatten. Man brachte ihn ins Lazarett und entdeckte den Betrug. Anstatt aber, wie Kimat als Mohammedanerin es nicht anders erwartet hatte, schwer bestraft und geächtet zu werden, wurde sie von der Heeresverwaltung belobigt. Sie erhielt eine regulierte Militärrente ausgelegt, ließ sich nach ihrer Heilung in Harnai nieder und lebt heute wieder als Frau höchst vergnügt und selbst von ihren pridien mohammedanischen Landsleuten geachtet.

Der Charakter der Frau und der Monat ihrer Geburt

Nach einem Kalender Typo de Braches, des Astrologen des Mittelalters, wird der weibliche Charakter von dem Geburtsmonat bestimmt. Danach wird die im Januar geborene Frau schön, leidenschaftlich und kokett, die im Februar geborene oberflächlich, unpraktisch, romantisch, und der Mann wird glücklich. Der März bringt stark erotische und kluge Frauen hervor, die aber sehr abergläubisch sind und schwach im Schicksalskampf. Der April verspricht Streitsucht und viele Kinder. Die Frau im Mai wird froh, aber sehr gewissenhaft, hat Freunde und Bewunderer und schöne und kluge Kinder. Im Juni geboren, ist die Frau mützig, repräsentabel, doch gutmütig und nur scharf, wenn sie gekränkt wird. Der Juli bringt frühreife Frauen hervor. Die Frau des August wird religiös, mitleidig, willkürlich und wird trotz erotischer Veranlagung wenig Kinder gebären. Leichsinnig, nach Gesellschaft strebend, ohne Sinn für Geld ist die Frau, die im September geboren ist. Der Oktober bedeutet Hinterlist und Vergnügungssucht, Puffsucht und Rokerterie mit den Männern; dabei ist sie aber sparsam und in ihrem Haushalt ordentlich. Der November verspricht eine Frau, die zwar ein wenig kokett ist, aber ihren Mann in der Regel nicht betrügt. Der Dezember endlich ist wie der Januar.

Das neue Dasein (65. Jhr. Nr. 48) ist erschienen, ein inhaltsreiches, fröhlich, feffend und forderndes. Wir finden Beiträge aus allen Gebieten des Wissens und heutiger Lebensführung. Zeitereignisse: Die Wochenschau im Bild; Naturkunde: Günther Perch, Tieraufnahmen in Afrika; Sport und Reisen: H.C. von Jodelitz, Österreichs Allee; — „Ist Vergleichen Sport? E. Dufsdann, Winke für Liebhaberphotographen; Gesundheitspflege: Dr. F. Buße, Die Zwielfel und der Knoblauch in der heutigen Ernährungswissenschaft; Wirtschaft: Ernst Riemann, Die Hauspflicht der Post; Freiheit. Die Reichsschule des Schwarzen Mannes. Haushaltung und Mode: Das Frauenheim mit vielen praktischen Hinweisen für die Hausfrau; Kinderpiel: Karl Hobrecker, Der Vetter des Flugzeugs; Kunst: Die wertvolle ganzseitige Kunstbeilage und der prächtige übergeordnete Bildschmuck. Dazu ein feinfühler Abschnitt des abenteuerlichen Romans „Die Wüchtere“ von G. Mühlens-Schulte und die abgeschlossene Novelle „Der Mittelmittel“ von Hans Warden. Berle, Anekdoten, Aukünfte und der umfassende Daseinsanalyzer vervollständigen den wechselvollen Inhalt des schönen Festes.

„Muttertag“ nennen die Kinder den Geburtstag ihrer Mutter in dem herzerfreudenden Roman von Lisa Barthel-Winkler, der im Seft 48 der „Habebeils Hausfrauen-Zeitschriften“ am 29. August begann. Erstbitternd schildert die bekannte und beliebte Dichterin den stillen und harten Leidensweg einer Mutter, die ihr eigenes Leben dem ihrer Kinder opfert. Ein Zeitgemälde voller Spannung und Leidenschaft, ein unvergessliches Erlebnis. Eine große Künstlerin erricht hier, in einem zu Herzen gehenden Frauenfchicksal, aus Schicksalsstunden in Weltkriege und Alter, das Denkmal der unbekannten Mutter. — Probehefte der „Hausfrau“ mit dem Romanbeginn erhalten Sie durch jede Buch- und Zeitschriftenhandlung und durch den Verlag Guido Hachebeil A.G., Berlin S.W. kostenlos und unverbindlich.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 29 Altena, den 4. September 1929

Kinderaugen

Der durch sein Buch „Tiere sehen dich an“ so bekanntgewordene Schriftsteller Paul Cippert hat im Verlag von Dietrich Reimer, Bin, ein Buch „Menschenkinder“ herausgegeben, das uns durch die gute Beobachtungsgabe des Verfassers mit seinem Einfühlungsvermögen und nicht zuletzt durch seine Liebe zu den Kindern wertvoll wird. Die dem Buch beigegebenen Photographien bereiten wirklich Freude. Wir geben nachstehend einen Auszug aus einem Kapitel:

„In den Augen eines Kindes spiegelt sich der Himmel“, aber auch die Rätzel des Lebens stehen schon im Kinderblick. Tief dunkel glühen die beiden Iriskreise der schönen Somalitochter im schimmernden Schmelz ihrer Augen. Ich erinnere mich mit aller Ergriffenheit an unsere erste Begegnung, als Rohar, fremd im deutschen Sommer, aus dem Jelfspall trat, ein gartes, dunkel glänzendes Kind von vielleicht vier Jahren. Ihre Lippen waren fest aufeinandergepreßt, die Wangen flügel zitterten; wie Bronze, die von der Verührung der Jahrhunderte in matter Politur erglänzt, wölbte sich die Stirn unter dem krausen Kopfhair.

Dies alles empfand ich erst nach Tagen; zunächst zeigten sich Leben und Ergötzen der kleinen Rohar einzig im Augenpaar, in dem brennenden Zentrum angesprochener Fragen, in einer Urhefte der Verwunderung und des Nichtbegreifens. Ich nahm die seltsam helle Hand des Kindes in die meine; so fanden wir und meine zärtlichen Worte verhallten gedehlt, gleich wie die Zuckione des Nordens die Haut der jungen Afrikanerin nicht genügend zur Durchblutung brachte. „Heimweh“, so schien es mir, schwamm wie ein Schleier der Wüchigkeit vor Rohars dunklem Bild. Und wenn auch die späteren Wochen uns zwei Menschen in vertraute Kameradschaft hüllten; es trennte uns doch mehr als nur der Gürtel des Äquators, sobald die schwarzen Augen groß und bang vor meinem Antlitz aufgeschlagen waren.

Alle Kinder haben blaue Augen, wenn sie auf die Welt kommen“, lehrte uns die Mutter. „Daraus läßt sich das Paradies.“ Gewiß besteht ein Zusammenhang zwischen diesem naiven Aberglauben des Schmalenlandes und jener östlichen Lehre, die da sagt, daß der heimliche Kaiser Afriens, der „Lebende Buddha“, niemals stirbt, sondern daß seine Seele im Augenblick des Todes wiedergeboren werde — in einem Kind. Wenn die Anzeichen sich mehren, daß Buddhas Körper seiner Auflösung entgegengeht, wandern Mönche und Priester betend durch das Land, befragen die Drakel in Stein und Gestein und suchen jenes Kind, das in der Todesstunde des „Lebenden Buddha“ geboren wurde. Aus dem Zelt der Vermisten tragen sie den Säugling in den Tempelpalast, bereiten ihm den Thron der Gottähnlichkeit.

Dort sitzt das stille Kind und seine Seele lächelt im Kerzenschimmer. Alle Schöze der Welt erfüllen den Palast, im Glanz kostbarer Juwelen funktel ringum. Die Gänge; aber allein aus dem Blick der Menschenblume leuchtet die Inkarnation, in ihm lebt wiedergeboren Buddhas urgründiges Auge.

Es ist genußvoll und schön, ein sechsjähriges Mädchen zu beobachten, wie es mit seinen Puppen spielt und den Damen und Herren aus Stoff und Zelluloid wunderliche Geschichten erzählt. Aber wenn die Erstgeborenen neben der Wüchlichkeit noch und aufmerksam verfolgt wird, wie der „Bruder Säugling“ trocken gelegt wird, wenn die „Große“ zum erstenmal eine Wüchlichkeit reifen darf oder voll Eifer zum Betteln springt und schnell noch einmal über das Laken streicht, damit kein Fälschen



den kleinen Bruder drücke, dann steht im Auge der Sechsjährigen aller Glanz der Mütterlichkeit: ein warmes und tiefes Leuchten, Verantwortungsgefühl des Weibes, aus Generationen vererbt.

Ich bin zuweilen mit Meister Jille durch die Gassenviertel von Berlin gegangen in der Zeit der Not, als die Frauen und Mütter in Munitionsfabriken arbeiteten. Nie werde ich den engen Hof zwischen Mietshäusern vergessen, mo im düstigen Schatten eines fast blätterlosen Großstadtbauwerks ein Kollstuhl stand. Ein vielleicht zehnjähriges Mädchen sah darin, verwachsen, hüftabwärts gelähmt. Auf seinen Knien lag ein ungefähr halbjähriges Kind und wurde eben frisch verpackt. Am Boden aber rutschten acht oder neun Buben und Mädchen, der Nachwuchs des Hinterhauses. Sie jupften an den Grashalmen zwischen den Pflastersteinen, stritten sich — obwohl keines über drei Jahre alt war — schlugen wohl aufeinander los, weinten und mußten dann von der buchtig-schwindelnden Pflegemutter getröstet werden. Von einer Kranken, die selbst noch Kind, mit beglückten gütevollen Augen sich immer wieder zu den Kleinen beugte, soweit ihr Gebrechen das ermöglichte.

„Sehense“, sagte Jille zu mir, „dies ist auch eine Madonna, nur ist sie nicht ganz sauber, drum hat sie noch keener gemalt!“

Von großer Wandelbarkeit ist der Ausdruck der Kinderaugen: Angst und Erwartung, grenzenlose Freude und sehnüchtes Verlangen, Rokerterie ebenso wie tyrannisches Gebahren, Jörn und zärtliche Hingabe. Ich sah bei einer Weihnachtfeier das Licht der Kerzen niedergespiegelt im Auge eines Kindes, das seßungslos war vor dem Wunder, wie schon der Christtag nun zur Wirklichkeit geworden ist. Ich beobachtete die weisfischen Bauernbuben, wie sie sich gegenseitig in den Entenstümpel zerrten, während im Auge eines jeden Triumph und Wüchlichkeit sich abspielte; ich erfuhr, daß trotz des Auge eines Knaben jenseitlos vergahe, Wüch mit dem toten Vogel der siebenjährigen Tochter den Blick verflüchtete.

Über den tiefsten Eindruck, das erschütternde Erlebnis „Kinderaugen“ vermittelt mir jene Clausenfamilie, die in einem Kinderkrüppelheim vor vielleicht achtzig der ärmsten Beschöpie eine Vorstellung gegeben hat. Da lagen sie auf Strohbahnen, in langen Stühlen, kiffengefüßt, mit Schienen und großen Verbänden, hüftengestrichelt gruppiert im großen Saal: blaße Gesichter mit seltsam alten Wienen, und auch die Erwartung hatte ihre Wangen noch nicht gerötet. Aber dann trat der Harlekin durch die Tür im silberglühenden Pailettenkleid, verbeugte sich, schlug ein Rad, ließ auf den Händen und schwenkte seine schellenklirrenden Pfeifche.

War das Wirklichkeit? So Schönes, Tänzerisch-Bewegtes, Farbenprächtiges gab es auf der Welt? Die leidvollen Augen belebten sich: Verwunderung wechselte mit Ergriffenheit, Angst, Erwartung, Uebermut, Schreck, Bedauern und wurde, alles überbietend, jauchzendes Vergnügen. Ein überirdisches Schauspiel, so schien es, begab sich in ihrer Mitte und war doch nur ein kleiner Schelmestreich. Ein lustiger Dicker und sein Freund, der Bagabund mit seinem Stock und glühend roter Nase, wolten den Clowm mit Wasser übergießen; aber was die beiden auch anstellten, sie fielen immer selbst in ihre Schlingen und bekommen laut hallende Ohrfeigen.

Achtzig kranke Kinder jubeln vor Begeisterung; sie vergessen ihren traurigen Alltag, betteln um immer neue Zugaben, und als das Spiel vorüber war, standen in achtzig Augenpaaren die Tränen des Glücks.

Wird Vollsclank Mode?

Von Henriette Altenkirchen.

„Alles ist wandelbar!“ Dieses Wort findet seine beste Bestätigung in dem ewigen Modewechsel des Frauenkleides: ein ständiges Fliehen und Gleiten, Lichter wechseln und Farben, Formen und Stoffe verändern sich. Das menschliche Schönheitsgefühl treibt zu immer neuen Versuchen, erstrebt die Vervollkommenung, ohne das Ziel zu erreichen oder um unbewußt wieder daran vorbei zu gehen.

Kleid und Körper — sie gehören zusammen; eines hebt das andere oder vermindert seinen Wert. Dennoch bleibt der Körper die Hauptsache: eine gut gewachsene Frau wird reichlich bleiben über alle Modetorheiten.

Gut gewachsen! Was versteht man darunter? Ist dieser Begriff nicht veränderlich wie das Kleid selbst? Schwankt der Geldmach nicht hin und her zwischen vollen, schlanken, vollsclanken und präraffaelitischen Gestalten? Eine schwierige Frage! Denn bekanntlich: „Ueber den Geldmach läßt sich nicht streiten!“ Und doch, wenn wir uns auf die Kulturwelt beschränken, den Orient beiseite lassen und von kleinen Abweichungen absehen, so hat es wohl seit dem Oricntentum bis heute immer dasselbe Schönheitsideal für den Körper gegeben: hoher, schlanker Wuchs, frei von allen unnötigen Fettklumpen.

Freilich, die Zeiten ändern sich, und mit ihnen die Frauen. Ein friedlich aufblühendes Zeitalter wird eine behagliche Lebensweise und einen reich besetzten Tisch mit sich bringen, und Frauen dieser Epoche werden rund und voll erscheinen. Kriegszeit und wirtschaftliche Nöte machen sie schlank, und ein sportliches Interregnum gerten schlank und jüngerhaft.

Doch das eigentliche Schönheitsideal des Körpers wird davon nicht berührt: es steht durch alle Jahrhunderte unverrückbar fest, und die Kleidung hat keine vornehmere Aufgabe, als diesem Körperideal zu dienen.

Wo Ernährungslehre und Hygiene unbekannt waren, Sitten und Gebräuche der Frau keine Bewegungsfreiheit gewährten, Zeiten von Not und Elend mehr nahmen als gut war, da sprang Frau Mode stets hilfreich bei und suchte durch außergewöhnliche Mittel und Kontraste zu verdecken und vorzutäuschen.

Ob lang herabfließende Gewänder und Schleiern, Keifische und Krinolinen, Wieder und Korsetts, all diese Formen und andere mehr hatten nur einen Zweck, den Wuchs der Frau möglichst schlank, ja zerlich erscheinen zu lassen. Am deutlichsten zu erkennen ist dieses im Rokoko, so oft festgehalten in den reizvollen Porzellanfiguren.

Unsere Zeit hat es so gut wie keine. Die überfclanke Linie der Frau kann alles Hemmende und Beengende misfen. Samt und Seide, früher ein Privileg der Vornehmen und oberen Zehntausend, sind heute das, was jede Frau hat und nicht nur erträumt. Die preiswerten — bekanntlich von ausländischer Einfuhr unabhängigen — heimischen Kunstseiden haben die Wandlung vollbracht; sie schmiegen sich nicht weniger weich und glänzend oder matt schimmernd um Bein und Körper als die teure Naturseide; so die obendrein noch warmenden Glanzstoffseiden. Also feidene Wäsche — früher ein Luxus, heute eine Alltäglichkeit! Der gut gewachsene Körper braucht die hauchzarten Gewebe nicht zu scheuen, nicht einmal beim weißen Sport, wo Muskelpiel und rohe Bewegungen jede Körperlinie markieren, und wo kaum noch etwas anderes als feidene Sportkleider getragen werden.

Unsere Zeit ist etwas verliebt in die schlanke, gesunde und junge Linie ihrer Frauenwelt. Und trotzdem die immer häufigere Prophezeiung: die vollsclanke Linie wird Trumpf! Gcht es der Welt schon wieder so gut nach dem

Karin Skizze von Grete Massé

Christine Gadd hatte Soend den Verlobungsring zurückgegeben.

Magelstrup, der Hausierer, der gerade mit seinem Verkaufswagen auf den Hof gekommen war in der Meinung, so nahe vor der Hochzeit könne er hier einen vortrefflichen Handel abschließen, hatte noch gesehen, wie sie den goldenen Ring vom Finger der linken Hand gezerrt, wie er zwischen den zürnenden Brautleute fiel, eine reife Frucht vom Baume der Zwietracht. Christine wandte sich mit hochmütigem Gesicht ab und verließ unter energischem Schwenken ihres kurzen, bunten Rockes den Hof. Soend blickte sich, hob den Ring auf, blies mit spitzem Munde den Staub davon ab und steckte ihn in seine Westentasche.

Der Hausierer blickte bedauernd auf seine Waren. Da war man nun in der Mittagsstunde über die Landstraße gezogen mit dürftigem Gaumen, die Sonne immer stehend im Gesicht, einem bespackten Dromedare gleich, das durch die Wüste trotzt, und nun war man nutzlos gekommen. Die Glocken mühten nicht zur Hochzeit von Soend und Christine läuten, und Magelstrup konnte mit seinem Packen wieder abziehen, denn Soend war gewiß nicht in der Stimmung, auch nur eine Münze zu kaufen. Er wollte sich leise nach rückwärts verziehen, denn er hatte kein Verlangen danach, Leuten vor die Augen zu kommen, die in schlimmer Laune waren. Aber Soend blickte auf, als er den verführerischen Ring verkaufte, gewährte den Händler und winkte ihm zu sich heran.

„Lauter Weibertand, Bauer“, stotterte Magelstrup mit seiner lipfenden Stimme. „Ihr könnt nichts davon gebrauchen, wenn es hier keine Hochzeit gibt.“

Soend schaute auf das Haus. Da waren die Türen offen und die Fenster. Frauen aus dem Dorfe schauerten und schrubsten und banden Girlanden. In der Küche rührte man den Ruchenteig und hantierte mit riesigen Fleischstücken.

Soend sagte nichts. Er zog einen leeren Korb heran, der in der Nähe stand, löste den Tragriemen des Säcklers und schleppte den ganzen Inhalt des Säcklers hastig hinein, daß Seidenes u. Gläsernes und Zitrines, Gehäkeltes und Geschloßenes durcheinander wirbelten.

Soend zog aus seiner Tasche die großen Tellerstücke und warf sie dem Händler zu. „Hier wird es eine Hochzeit geben. Am Sonntag hole ich mir beim Tanz eine Braut“, rief er so laut, daß es jeder hören konnte, der wollte.

Magelstrup schenkte es nicht ganz geheuer. Schnell wie ein Wiesel machte er sich davon. In einiger Entfernung blickte er noch einmal zurück. Da stand Soend breitbeinig auf seiner Väter Hof. Eine mächtige Gestalt, ährenarbes Haar über einem kantigen, großen Gesicht, fäufte wie ein Schmied.

Soend stand da wie ein Mensch, den nichts umwerfen kann. Kein Reid und keine Tat der Menschen.

Die Girlanden waren wirklich noch frisch, die Kuchen mürbe und die großen Stücke des Schlachtrahms taubelos, als Soend hochzeitlich mit Karin flegelte. Karin, groß, knochig, und mit sonnenverbrannter Haut, sah in ihrem kostbaren, starrenden Brautkleid noch häßlicher aus als sonst. Der Gang zur Kirche war für sie ein Spektakel. Am liebsten wäre sie geflüchtet, waldwärts wie ein Wild, das man verfolgt. Aber der große Soend hielt mit seiner starken Faust die Hand der häßlichen Karin fest. Da hob sie, seinen Willen zu ehren, den Kopf hoch und trug ihn aufrecht unter ihrer behärderten Brautkrone. Aber in den Knien fühlte sie sich schwach, und der Stolz, mit dem sie einhergeschritten, war erkünnst.

Karin hätte es nun gut haben können. Sie besaß den schönsten und stärksten Mann des Landstrichs, viel Gelder und viel Vieh; das Korn türnte sich hoch in ihren Scheunen. Soend bezeugte ihr mit Achtung und herzlichem Liebe. Die Armen segneten sie, denn die Bäuerin teilte reichlich aus an jeden, der der Hilfe bedürftig war.

Aber Karin blieb ohne Glück. Für sie waren nicht die Schatten, die sie über der Sonne sah. Daheim, auf ihres Vaters Hof, hatte sie viel gelungen. Aber hier, in der neuen Heimat, tat Karin es nie, obwohl Soend sie manchmal darum bat. Sie konnte nicht singen, wenn in der Küche die Angst sch. Denn sie war sich darüber klar, ihr Glück müßte über kurz oder lang zerpringen, wie Glas zerpringt, wenn es niederrfällt. Es war unmöglich, daß Soend die Ehe mit ihr voll heiligen Ernstes geschlossen. Er hatte es nur getan, um an Christine Gadd Rache zu nehmen. Aber eines Tages würde die Rache gesättigt sein und sein Herz sich zusammenkrampfen vor Sehnsucht nach der Wunderschönen, deren Haar hell war wie Flachs und deren Haut nicht dunkler als die weiße Feder des Schwans.

Es blieb Karin nicht verborgen, daß Christine alles daran setzte, Soend zurück zu gewinnen. Sie hatte viele Verwandte, die ihr zu willen waren und die sich von ihr beherrschen ließen, weil ihre große Schönheit sie entzückte. Die mußten sich Soend in den Weg zu stellen und die Erinnerung an Christine nach zu rufen. Karin erfuhr, daß sie es auf alle Arten versuchte, ihn mit der einstigen Braut wieder zusammen zu bringen. Sie berichteten, wie sehr Christine sich gräme und alle Freier abweise um seinetwegen. Schließlich mußten sie es sogar so zu wenden, daß Soend sich schuldig fühlen mußte, denn niemals hätte er, der Älteste, den kindischen Trotzfall der jungen Christine als unabänderlichen Entschluß auffassen dürfen, sondern darüber lächeln müssen, wie über den törichten Einfall eines Kindes, dem man nur Zeit lassen brauche, damit es zur Vernunft und Einsicht komme. Statt dessen sei er, der treulose Soend, auf den Tanzboden gegangen, habe mit der Nächststehenden die ganze Nacht durchtanzet und Hochzeit gemacht, bevor sich ver-

ünftige Leute ins Mittel legen konnten, um den Zwist des Brautpaares zu beseitigen.

Karin erfuhr von diesen Dingen. Es gab immer irgend ein altes Weibchen, das von ihr Wohlwollen empfing, oder einen Knecht, dem sie eine Wunde verbunden, oder sonst einen Menschen, dem sie das Herz erkreut hatte. Alle diese Leute meinten ihr zu nützen, wenn sie ihr solche Gespräche hinterbrachten. Karin ließ sich nichts anmerken; aber wenn sie allein war, ging sie zum Spiegel, betrachtete sich und wünschte, sie wäre tot, damit der schön und strahlende Soend nicht mit einer so häßlichen Person belastet sei.

Es gab eine große Hochzeit im Dorfe, zu der alle eingeladen waren, die im Umkreis Heim und Besitz hatten. Karin erfuhr von der Schneiderin, daß Christine geschworen, an jenem Tage werde sie sich Soend zurück erobern. Als Karin das schöne Mädchen auf dem Hochzeitstisch sah, hätte sie sich am liebsten aus Scham über ihre eigene Häßlichkeit verkrüppelt. Christine hatte grüne Bänder durch ihr blondes Haar geflochten und trug grüne Schuhe an den schmalen Füßen. Eine goldene Kette, an der jede kleine Platte kunstvoll gehämmert war, umschloß ihren weißen Hals, und lange Gehränge blühten an ihren Ohren. In ihren Augen brannte der Triumph darüber, daß sich die Augen aller Männer ihr zuwendeten. Als der Tanz begann, stahl sich Karin aus dem Saal. Soend und Christine im Tanz, Christine, eng an Soend geschmiegt — das wollte sie nicht mit ansehen. Die Nacht war dunkel. Aber Karin fand doch den Weg zum See. Sie löste von den Rähnen den leichtesten und ruderte auf die weiße Wasserfläche. Sie schloß die Augen, um nicht immer das schönste Paar zu sehen: Christines flatternde grüne Seidenbänder ringelten sich um Soend und banden ihn wie mit Ketten. In Karins Ohren war ein Geräusch als erklangen die Hochzeitsglocken für Christine und Soend, dessen erkrankene Frau man soeben begraben.

Plötzlich hörte Karin das Rauschen, mit dem ein zweiter Kahn die Bogen durchschneidet. Wer verfolgte sie? Wer wollte sie zurückholen, um sie zu zwingen, anzusehen, wie Christine Gadd sich zu dem Brautpaar zurückholte? Sie ruderte, daß die Arme schmerzten. Aber das verfolgende Boot holte sie ein und glitt rasch neben das ihre. Sie sprang auf, sich in den See zu stürzen. Doch ein fester Arm griff nach ihr und hob sie hinter in das andere Boot. Und Soend sprach: „Wir sind Mann und Weib. Nichts kann uns trennen, solange wir leben. Merke es Dir endlich, Karin!“

Von diesem Tage an sang die Bäuerin, wie sie daheim auf ihres Vaters Hof gesungen. Vorüber ging, blieb stehen, denn selten hörte man eine Stimme, die wie diese ganz gesättigt war von Glück und Lebensmut.

Christine Gadd verschwand für immer aus der Gegend, früher noch als Soend von seinem Weibe der Sohn und Erbe geboren wurde.

Chinesen die Landschaft als höchstes und ausdrucksvollstes Symbol des Weltganzen gilt, von dem der Mensch lediglich einen Teil bildet.

Obwohl die Bildnismalerei des Fernen Ostens auf ein ehrendes Alter zurückblickt als die des Abendlandes, finden wir in ihr erst in neuerer Zeit Darstellungen schöner Frauen. Einen besonderen Anreiz bot den Meistern des Okzidenten die schönste Frau der Welt der griechischen Mythologie, vor allem die Gestalt der Aphrodite. Die japanische Schönheitsgötin mit dem Attribut der Kirschblüte, die Verkörperung der Keuschheit, vor deren Angeht jeder Gedanke an irdische Liebe als Frevel erscheint, vermochte den darstellenden Künstlern einen nicht annähernd so starken Impuls zu verleihen. Als unter dem Einfluß der Lehren Buddhas und Konfuzius die Geltung der Frau auf ein Minimum herabstank, kamen weibliche Gestalten für die darstellenden Künstler vollends überhaupt nicht mehr in Frage.

Erst unter der im 17. Jahrhundert zur Macht gelangenden Tokugawa-Dynastie beginnt sich die japanische Malerei mit der Darstellung schöner Frauen zu beschäftigen. In diesen Bildnissen erscheint die weibliche Schönheit in mannigfaltiger Gestalt, als Verkörperung der Keuschheit und der Sinnensfreude, der Jugend und der Reife, als Madonna und als Weibstüchel.

Nicht bemerkenswert ist, was einer der besten japanischen Maler der Gegenwart, Kiyohata Kaburagi, in einer japanischen Zeitung über das heutige Schönheitsideal seines Landes sagt.

„Eins der wichtigsten noch nicht allgemein bekannten Elemente der weiblichen Schönheit ist die Gesundheit. Ihr Anblick ist immer erfreulich. Sie ist besonders dem jungen Mädchen eigen. Zu ihr gestellt ist die Schönheit der Mutter. Die Darstellung der gesunden Frauenschönheit ist die Hauptaufgabe für das Schaffen des Frauenmalers. Jede Schönheit anderer Art bedeutet nur eine Seitenallee über eine enge Nebengasse. Es muß in den Städten alle drei Arten dieser Wege geben. Aber wenn ich in einer Seitenallee wohne, werde ich mich stets bemühen, nicht den Blick auf die Hauptstraße zu verlieren.“

Zwar ist dem Okaziden „das Bildnis einer schönen Frau der künstlerische Ausdruck des höchsten Verlangens“, doch tritt dies nach seiner Ansicht besser in der Literatur als in der bildenden Kunst, vor allem auf der Kimmierung, in der Erscheinung. „Es erhebt sich die ernste Frage: Ist es erlaubt, die animalische Seite der Liebe darzustellen? Bei dieser Frage liegt der Unterschied zwischen Kunst und Natur.“ — Der Maler schöner Frauen baut seinen Tempel auf gefährlichem Untergrund. Vom moralischen Standpunkt gibt es keine Entschuldigung für obzöne Malerei. Nach dem Grundsatz „Art pour l'art“ können solche Darstellungen nicht als künstlerisch bezeichnet werden.

Aus der Tatsache, daß Kiyohata Kaburagi seine Forderungen mit solchem Nachdruck erhebt, läßt sich schwer erkennen, daß die Mehrzahl der japanischen Maler zur Zeit noch einem anderen Frauenideal huldigt. Es ist

physisch schwächer als das des Abendlandes. Es begreift den Typ der illegitimen Liebe ein, andererseits auch die kränkliche, gedankenmolle, melancholische Entfaltung, also die Überforderung des mittelalterlichen Madonnenbildes.

Aber es ist angebracht, der Entwicklung der fernöstlichen Kunst in den letzten Jahrzehnten aufmerksamer zu sein, daß der japanische Meister in seinem Frauenideal das Ziel angegeben hat, dem die Malerei seines Landes bewußt oder unbewußt zusteuert. Ob dagegen das „moderne Bild“, dem die neueste Konfession japanischer Künstler gegenübersteht, in die fernöstliche Malerei Eingang findet — wie Kaburagi meint — ist eine andere Frage, deren Beantwortung nicht zuletzt davon abhängt, welche Lebensdauer diesem Typ noch beschieden ist.

Das Ende des Filmkusses

Der Tonfilm, der in Amerika bereits das große Geschäft gemordet ist, auf den wir in Deutschland aber noch immer vergeblich warten hat mit seiner Technik eine gänzliche Veränderung der Aufnahme und des Spieles der Darsteller gebracht. Wir haben wohl keinen Grund, dem Verführer so mancher unheimlich empfindenen Filmgestalt nachzutrauern und auch der Filmkuss — so oft der Stein des Anstoßes — steht seinem Ende entgegen, die große Kuchengasse von ganzem Meter Länge am Schluß aller Großfilme ist gefährdet. Es gab in Hollywood Kuchengasse, die es verstanden, mit Unigtheit, Leidenschaft und Andacht der Helden den Enock auf die schönen Lippen zu drücken, wie durch den verstorbenen Rudolf Valentino, der dadurch zuerst dem Regisseur auffiel und gewissermaßen seiner Ruhmstafel seine Karriere verdankt.

Wahr all diese Künste sind jetzt wertlos, denn der Tonfilm verlangt eine neue Konformation. Die Kuchengasse müssen sich umstellen, wenn sie brauchbar sein wollen, denn es hat sich gezeigt, daß die Geräusche des Kusses im Mikrophon zu unangelegenen Lärmigkeiten werden, die nicht mehr die geringste Ähnlichkeit mit der eben so garten wie lebensvollen Aufzeichnung der Liebe haben. Je nach der besonderen Art des Schauspielers oder der Schauspielersin kraden sie nämlich im Mikrophon und Lautsprecher wie eine Feuerwerksexplosion, nachdem sie zuerst einem Feuerwerkskörper, der durch die Luft läuft, täuschend ähnlich geistigt haben. Andere Küsse wiederum klafften, wie wenn man mit einer Schaufel auf nassem Lehm schlägt.

Auch in der Verabreichung der Küsse unterscheiden sich die Menschen und das Mikrophon verzeihen getreulich alle diese Ab- und Umarten. Bei mehreren Tonfilmen mußte auf Hunderte von Metern verdrängt werden, weil sich bei der Wiedergabe der zartesten Liebesgesenen die eben erwähnten Fehler gezeigt hatten. Verpönt ist auch in der Zukunft die „wogende Brust“ der Liebenden und ihr Atem der Leidenschaft, der bisher zur äußeren und bildhaften Kennzeichnung der feinsten Erregung unerlässlich war. Der Atem der Leidenschaft kommt nämlich wie ein Orkan daher und auch die wogende Brust macht sich als Sturmbräun unangenehm bemerkbar. Der Tonfilm muß also eine neue Art des Küßens pflegen. Der Kuss darf zwar die zum Erfolg des Films notwendige Länge und Tiefe haben. Er muß aber geräuschlos sein. Das muß gelernt werden, denn es ist nicht so leicht, Unarten zu vermeiden. Auch die Leidenschaft darf sich nur im Rollen der Augen bemerkbar machen, denn dieses Rollen klappert nicht, bewegt Atem muß überhaupt ausgeschaltet werden. Der Atem muß normal und lautlos bleiben. Also schweigende unbewegte Zärtlichkeit! Das Publikum wird allmählich aus dem Film Zärtlichkeit lernen. Endlich die Umarmung! Auch sie bildet im Tonfilm einen Stein des Anstoßes, denn das Mikrophon gibt Geräusche wieder, die das normale Ohr garnicht hört. Es kommt vor, daß die Umarmung sich im Lautsprecher anhört, als ob ein Bagener über einen riesigen Riesweg knarrt. Darum muß die stürmische Liebesumarmung unterbleiben. Begrüßungen zwischen Vater und Tochter, die bisher fast stets durch einen Kuss besiegelt wurden, werden also im Tonfilm wie im Leben einfach vor sich gehen müssen, da das Küßens eine Kunst wird, die große Meisterlichkeit erfordert und nicht von jedem ausgeübt werden kann. Das Ende der Lieberproduktion der Filmküsse ist mit Riesenschritten herangekommen. Viele werden finden, daß der Film dadurch nur gewinnen kann.

Dollarprinzessin u. Mechaniker

Eine romantische Liebesgeschichte mit Hindernissen. — Die Tante und die falsche Detektive. — Das Wiedersehen im Gewühl der Weltstadt.

Von Howard J. Gibson - St. Louis.

Mary war das einzige Kind und der Augapfel des millionenschweren Senators Culbertson von Texas. Schon ein Mann in vorgerückten Jahren, hatte ihr Vater erst dann geheiratet, als er seine Stellung im wirtschaftlichen und politischen Leben der Vereinigten Staaten fest verankert fühlte. Alle Romantik lag ihm fern, und Marys zukünftigen Gatten stellte er sich als einen Mann von seiner Art vor. Auf keinen Fall sollte sich das Mädchen „verplempern“. Deshalb wurde Mary von allem freundschaftlichen Verkehr mit jungen Männern angestrichen fern gehalten.

Doch der Freiheitsdrang der modernen amerikanischen Mädchen konnte auch die Tochter des Millionärs nicht unberührt lassen, und eines Tages verlangte sie, die Hochschule im heimlichen Aufstich besuchen zu dürfen. Schwermütigen Herzens gab der ängstliche Vater seine Einwilligung, denn er fürchtete, Mary, seiner sorgfältigen Obhut während der Kollegstunden entzogen, würde vielleicht ihr Herz nicht genug in acht nehmen. Wenn ihm seine Tochter gelegentlich einmal von dem einen oder anderen stattlichen jungen Mann erzählte, den sie auf der Hochschule kennen gelernt hatte, so antwortete er ihr darüber: „Kümmere Dich nicht um ihn! Er stammt zwar aus einer recht achtbaren Familie, aber er ist nicht der Mann für die Tochter des Senators Culbertson.“

Mit der Zeit aber wollte es Mary scheinen, als erachte ihr strenger Vater überhaupt keinen jungen Mann auf der ganzen Erde der Ehre würdig, sein Schwiegersohn zu werden. Deshalb wagte sie, doch einmal ihr Auge auf einen ihrer Mitstudenten zu werfen, auf Alexander Robertson. Sie brachte sogar den Mut auf, dem Senator davon zu erzählen: „Er ist sehr nett. Ein Engländer. Zwar hat er kein Geld und muß sich die nötigen Mittel zum Studium als Mechaniker verdienen, aber sicher bringt er es noch weiter.“ Der Vater war entsetzt: „Meine Tochter mag es, sich auch nur in Gedanken mit einem Mechaniker zu beschäftigen? Ich würde, daß Du den Jungen sofort vergisst.“ Die Tochter nicht gehorcht und — dachte erst recht an ihren Mechaniker. Ja noch mehr. Wenn der Senator in seinem prunkvollen Hause eine Abendgesellschaft veranstaltete, so soll Mary öfter unbemerkt im seidenen Gesellschaftskleid auf die Veranda entflohen sein, um dort mit einem jungen Manne im Monteuranzug, der nicht zu den Gästen zählte, feurige Küsse zu tauschen. Schließlich mochte aber auch dem jungen Robertson seine augenblickliche Stellung als wenig aussichtsreich erscheinen, und deshalb nahm er einen Posten in New York an, wo er vorwärts zu kommen hoffte.

Senator Culbertson, dem kleinen Despoten, kam gar nicht der Gedanke, daß seine Tochter irgendwie gegen seinen Befehl handeln könnte. Er war daher maßlos empört, als ihm der Zierker eines Abends in seinem Wahngarten heim eine Besuchkarte brachte: Alexander Robertson. Seine erste Handlung war, Mary sofort zu sich zu rufen: „Was will der Mensch hier?“ — „Seinen Antrittsbesuch machen, weil wir die Waise haben, zu heiraten, sobald Alexander genügend verdient.“ Angestrichen dieser offenen Rebellion war der stolze Senator sprachlos. Es dauerte geraume Zeit, bis er den Besuch durch seinen Sekretär empfangen lassen konnte.

Lehrer war ein treuer Diener seines Herrn und ein kleiner Culbertson. „Also junger Mann“, sagte er zu dem einigermaßen enttäuschten Anbeter, „sagen Sie sich Kräutlein Culbertson vorläufig aus dem Kopf. Was befehlen Sie? Nichts, gar nichts! Heiraten! Sie in Richards Namen, wenn Sie wollen, nur denken Sie nicht an die Tochter des Senators Culbertson von Texas.“ Dann setzte er aber hinzu: „Wenn Sie schließlich doch warten wollen und die junge Dame dann noch frei sein sollte, so können Sie ja noch einmal anfragen, sobald Sie sich in den Vereinigten Staaten einen geeigneten Namen verschafft haben. Vorher haben Sie hier nichts verloren.“ — „Warten wir eben“, sagte Robertson entschlossen und fuhr nach New York zurück.

Mary selbst wurde, um ähnlichen „faux pas“ vorzubeugen, in ein Washingtoner Internat geschickt, das seinen Zöglingen wenig Aussicht auf Zusammenkünfte mit unerwünschten jungen Männern versprach. Aber schließlich war noch

die Post da, und Mary blieb in schriftlicher Verbindung mit ihrem Liebsten. Eines Tages wurde ihr aber auch diese letzte Freude verdrungen, denn der Vater entdeckte, daß sie einen größeren Betrag von ihrem Bankkonto abgebaut hatte, obwohl sie im Internat kein Geld brauchte: „Was ist aus dem Betrag geworden?“ — „Einen Modist seine Tochter nicht, und so bekannte sie offenherzig: „Wir wollten damit in die weite Welt fahren und heiraten.“ Was sich nun in den nächsten Augenblicken zwischen Vater und Tochter zutrug, ist unbekannt, doch steht fest, daß Robertson unmittelbar darauf einen Brief von Mary erhielt, in welchem diese ihn flehentlich bat, von ihr zu lassen, weil sich sonst etwas Unheilbares ereignen würde.

Robertson hatte kaum Zeit, die Tragweite dieser Zeilen zu erkennen, als ihn, der in New York bei einer Tante wohnte, drei Männer aufsuchten: „Detektive! Kommen Sie mit uns.“ Der junge Mann war verblüfft und folgte den Fremden in ein Hotel. Dort erklärten sie ihm, er sei eines Diebstahls beschuldigt. Die Untersuchung sollte aber sofort niedergelegt werden, wenn er sich bereit erklärte, einen Kaffeeplatz nach Buenos Aires anzunehmen und für immer aus Amerika zu verschwinden. Robertson, der sich keiner Schuld bewußt war, wollte empört „Nein!“ sagen. Dann fiel ihm aber ein, daß er, falls es ihm bekannt werden sollte, die Polizei habe sich um ihn gekümmert, jede Aussicht auf Marys Hand verlieren würde. So gab er sein Einverständnis.

Aus der Reife wurde aber nichts. Die Schuld hieran trug Robertsons gute Tante. Dieser kam das Verhalten der „Detektive“ verdächtig vor, und sie erkundigte sich bei der Polizei nach ihnen. Dort mußte niemand etwas von den Leuten. Daraufhin veranlaßte die energische alte Dame mit Hilfe der britischen Botschaft eine Untersuchung der Angelegenheit. Deren Ergebnis war, daß die drei „Detektive“ wegen Amtsanmaßung und verführerischer Verschleppung verhaftet wurden. Culbertson selbst schickte nur seine Stellung vor ähnlichen Unannehmlichkeiten. Dafür mußte er sich durch die Presse vertheidigen lassen, was den stolzen Senator dem Ueberflusse nahe brachte.

Deshalb schickte er seine Tochter, ohne ein Wort der Erwiderung zu senden, nach Paris: „Nun ist es endgültig Schluß.“ Mary war nicht modern genug, um zu trogen.

Als sie vier Jahre in Frankreich gewohnt hatte, starb ihr Vater. „Jetzt wird mich Alexander um meine Hand bitten“, dachte Mary. Doch Robertson, der vom Tode ihres Vaters gehört hatte, war der Ansicht, nach allem, was vorgefallen, dürfe nicht er, sondern nur Mary den ersten Schritt tun. Außerdem war er noch immer der arme Kerl von früher und wollte sich als solcher der reichen Erbin nicht anbieten.

Vier weitere Jahre verstrichen in gegenseitigem Warten. Und wahrscheinlich wäre auch Senator Culbertsons Wille erfüllt worden, hätte nicht ein glückliches Geschick die beiden mitten auf der verkehrreichen New Yorker Fifth Avenue zusammengeführt. „Alex!“ — „Mary!“

Fünf Minuten später war es ausgemachte Sache, daß die Dollarprinzessin ihren Mechaniker doch noch heiraten wird.

Das Frauenideal der japanischen Malerei

Von Dr. Karl Bernwald.

„Was ist Ihr Europäer nur immer die eine Hälfte Eures Gesichts?“ lautete die erstaunte Frage der chinesischen Maler, als ihnen vor einigen Jahrhunderten die Jesuiten erstmalig abendländische Bildnisse vor Augen führten. Die Verteilung von Licht und Schatten war den Chinesen des Fernen Ostens etwas ganz Neues. Natürlich hat sich inzwischen in der chinesischen und der vielfach als deren Tochter bezeichneten japanischen Kunst europäischer Einfluß geltend gemacht, mit dem Ergebnis, daß sich neben der jäh am Traditionellen hängenden eine moderne Richtung herausgebildet, die aber gerade in der letzten Zeit infolge des besonders in China immer bewußter zu Tage tretenden Nationalgefühls der Ostasiaten kaum an Boden gewinnen konnte. Der eigentliche Grund für die ins Auge fallende Gegenfährlichkeit abendländischer und fernöstlicher Kunst liegt selbstverständlich tiefer, in der Malerei vor allem darin, daß man im Okzident den Menschen als den wesentlichsten Gegenstand der Darstellung betrachtet während dem